

**Ewald Geißler**

**Wortkunst als Rassenausdruck**

(1938)<sup>1</sup>

In der Wortkunst Rasse ablesen wollen, tut schwierigere Fragen auf als der Rassenausdruck etwa in der bildenden Kunst oder in der Mystik.

Denn ein Stück Marmor und ein Geigenton, oder wenigstens eine Geige, sind, als Rohstoff, auf der ganzen Welt ungefähr dasselbe. Stoff der Wortkunst aber ist - das Wort, ist ein bei jedem Volke von vornherein in volkhaft einzigartiger Weise atmendes Gebilde. Ein Gedicht aus deutschen Worten, kann also nicht ein deutsches Gedicht sein, wenn sein Verfasser nicht deutschen Blutes ist. Ein jüdischer Künstler kann also an Marmor, kann in musikalischem Luftgeschwinde ohne Hemmungen sein eigenblütiges Wesen auswirken. Knetet er jedoch an deutschen Worten - zwingen ihn dann diese etwa durch ihre Deutschheit, ohne daß er es hindern kann, ja ohne daß er es zu merken braucht, in deutsches Wesen?

Früher wünschte der Jude das nicht. Er wollte nicht in die Enge eines nationalen Käfigs gesperrt sein, sondern sich in der Freiheit des Inter-nationalen bewegen, inter nationes, zwischen den Nationen. Wie schon Wilhelm Raabe im „Hungerpastor“ seinen Moses Freudenstein sagen läßt: „Wir sind Passagiere auf eurem Schiffe; aber wenn die Barke untergeht, so ertrinkt nur ihr; wir haben unsere Schwimmgürtel und schaukeln lustig und wohlbehalten unter den Trümmern.“ Wirklich ging 1918/19 der jüdische Literat innerlich mit dem „Sieger“ - wie er stets mit dem Sieger geht. Sein höchster Ehrgeiz war, einem sogenannten pan-europäischen Schrifttum anzugehören. (Das ist ein anderes als ein europäisches; es ist ein westlerisches, ein versaillistisches.) Darum bestritt er gern der Sprache, und besonders natürlich der deutschen, ihr nationales Gepräge. Verschieden, so sagte die Sprachphilosophie des liberalistischen Jahrhunderts, des weithin von jüdischem Denken geführten, seien leider Gottes die Lautkleider. Aber das seien eben nur Kleider, dem eigentlich Menschlichen bloß übergezogen. Wie auf diesem Erdball verschiedene Hautfarben wimmeln, doch nicht anders denn als Anmalungen, dahinter - ob einer aus Deutschland stammt oder aus Vorderasien - der überall gleiche „Der Mensch“ steckt, so reden sie leider auch verschiedene Sprachen. Das aber heißt nur: mit verschiedenen äußeren Zeichen.

---

<sup>1</sup> Nationalsozialistisches Bildungswesen 1938 H.2, S. 65-80 – Zu Geissler s. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrGeissler.pdf>

Inzwischen hat nun aber aus dieser Art Wortphilosophie und aus der geistigen Haltung, die ihre Quelle war, das deutsche Reich die Folgerung der Tat gezogen: wenn ihr also gar nicht Deutsche zu werden brauchtet durch die deutsche Sprache, wenn ihr dahinter unbehelligt bleiben konntet, was ihr wart und seid, dann habt ihr in einem Schrifttum und Geistesleben, das deutsch sein will, auch nichts mehr zu suchen. Dieser peinlichen Folgerung gegenüber hat sich die jüdische Taktik geändert, und man hat neuerdings im judenfreundlichen Sinn die entgegengesetzte Sprachphilosophie auszuwerten versucht, in deren Licht jene erste als das erscheint, was sie in der Tat ist: als ein plattes, aufklärerisches, esperantistisches Denken.<sup>2</sup>

Und wir haben nur Recht und Unrecht gegeneinander abzuwägen. Könnte vielleicht - in dieser Richtung scheint mir die Lösung zu liegen - jene erste Sprachphilosophie, auch wenn oder gerade wenn sie eine platte, aufklärerische, esperantistische ist, neben der echten bestehen bleiben? Als auch eine Wahrheit - nämlich eine jüdische Wahrheit? Denn daß es die Wahrheit, als ein An-sich, nur in dünnen, abgezogenen Begriffen gibt, daß im Lebendigen jedes Volk seine Wahrheit hat, wie seine Schönheit und sein Heiligtum, weil die eigenprägende Kraft des Volkstums hinausgreift bis ins Reich der Ideen, d. i. zu deutsch der Werte: das ist ein Grundwissen unseres völkischen Denkens.

#### 1.

Zuerst: was sagt unsere deutsche Sprachphilosophie? Wir haben sie in der hohen Zeit unseres Dichtens und Denkens uns schon einmal erarbeitet gehabt. Sie war geistiger Besitz der „Deutschen Bewegung“, wie man die schöpferischen zwei Geschlechter um 1800 heute gern nennt. Sie ging dann im absinkenden 19. Jahrhundert, gewiß nicht zufällig zur gleichen Zeit wie die fortschreitende Juden-„befreiung“, allmählich verloren. Und sie wird in der neu erwachenden echten Sprachphilosophie unserer Jahre, mit der unsere Gegenwart ihre inneren Sproßkräfte auch auf diesem Gebiete bezeugt, wieder ergriffen, mit heutigem Wissenschaftswerkzeug. (Am bekanntesten geworden sind die Bücher von Schmidt-Rohr und von Weisgerber.)

Grundlage ist das Gefühl, das uns Deutschen seit der furchtbaren Zerstückelung von Versailles besonders selbstverständlich ist, ja geradezu eine unserer wichtigsten Waffen bedeutet. Die einzigartige Bestimmungsmacht, die der Sprache für die Volkszugehörigkeit zukommt, sie liegt, erstens, schon im allgemeinen Bewußtsein! In Volksgrenzen, wie sie für uns Deut-

---

<sup>2</sup> Zum Esperanto s. [http://www.uni-tuebingen.de/ub/elib/tobias.htm?http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/frontdoor.php?source\\_opus=412](http://www.uni-tuebingen.de/ub/elib/tobias.htm?http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/frontdoor.php?source_opus=412)  
<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

sche innerhalb vierzehn Staaten rund um uns herum laufen, also in den Streifen, wo verschiedene Völker durcheinandersiedeln, da werden wir die Frage, welchem Volk der einzelne zugehört, einfach nach der Muttersprache beantworten. Nicht nach dem Stammbaum. Der ist oft sehr gemischt, wie z. B. viele gute Deutsche mit tschechischen Namen, viele wilde Tschechen mit gut deutschen Namen beweisen. Wir bemessen also die Geltungsweise eines Volkes nach der Reichweite seiner Sprache. Und zwar nicht nur, weil jenseits dieser Reichweite die Verständigung aufhört, sondern weil das Weltbild ein anderes wird. hier liegt die eigentliche Grenze!

Und das ist das zweite. Über das naive Bewußtsein hinaus hat die Wissenschaft für die volkbildende Kraft der Sprache gerade innerhalb des letzten Jahrzehnts noch besondere Beweise gebracht durch Besinnung auf das Wesen der Sprache. Was ist die Sprache? Nur unsere erste unwillkürliche Meinung kann die sein: sie ist ein Haufe von Namen, mit denen wir die Dinge rufen. Erst sind die Dinge da, sowohl die greifbaren außer uns, als auch die gedanklichen, die Begriffe in unserm Kopf, und dann haben wir, damit wir über diese Dinge uns verständigen können, ihnen Lautzeichen gewissermaßen aufgeklebt. Da ist ein Tisch, oder da der Begriff Hoffnung, Liebe, und der trägt nun - in der einen Sprache diese, in der anderen jene - Wortmarke auf dem Rücken. Das Wort ist also gewissermaßen ein lautliches Abbild der Wirklichkeit. Die Abbildlehre ist eine, die es auch sonst gibt, nämlich bei der Frage nach dem Wesen der Erkenntnis überhaupt. Auch hier ist sie unsere erste Meinung: draußen liegen Sachen, in uns eine Auffassungsfähigkeit durch Sinne und Verstand, und „erkennen“ heißt: mit Sinnen und Verstand die Sachen möglichst genau so in sich spiegeln, wie sie sind. Es muß erst eine ausdrückliche Selbstbestimmung kommen, um uns zu zeigen, daß der menschliche Geist die Welt draußen durchaus nicht spiegelt, sondern daß er sie selber aufbaut. Schon in den Sinnen: die Farben ringsum, die wogenden Töne, sie sind ja nichts außer uns; außer uns sind Äther- und Luftschwingungen. Erst recht im anschauenden Denken: die Ordnung der Dinge im Raum, in der Zeit, das Auffassen nach Wesen und Eigenschaften, nach Ursache und Wirkung, das alles sind Leistungen unseres Geistes. Wieviel ihnen an Gegebenem von außen entspricht, darüber gehen die Lehrmeinungen freilich weit auseinander. Aber daß ein Zugleich von Gegebenem und von Selbsthervorbringendem da ist, darin sind alle einig. Das Selbsterzeugen kommt nur für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein, weil wir es außerhalb unseres Willens, und weil wir es alle auf gleiche Weise tun.

So auch die Sprache. Schon in Herders „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ von 1772 findet sich über die Entstehung der Sprache das berühmte Beispiel vom Schaf. Das Wort „Schaf“ ist nicht ein Mäh-Abbild des Schafes (Wauwautheorie), es ist auch nicht der Trieb-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

laut, mit dem der hungrige Wolf oder der brünstige Schafmann über das Schaf herfällt (Ausdruckstheorie), sondern es ist von vornherein eine Leistung menschlichen Denkens. Ein mit der Kraft der „Besinnung“ Abstand nehmender Menschenblick sondert aus der Fülle der Eindrücke, die hundert einzelne Schafe wecken können, einige aus, stellt sie als Merkmale des Schafes hin und faßt sie unter dem Lautzeichen „Schaf“ zusammen. Mit Hilfe dieses Lautzeichens - das aber noch nicht das ganze Wort ist, das ganze Wort ist Zeichen und Gehalt - wird also aus der Wirrnis der Erscheinungen rundum eine einzelne gliedernd herausgegriffen und hinweisend ins Blicklicht der Aufmerksamkeit gestellt, und wird der Gegenstand „Schaf“ erst wirklich aufgefaßt, ja begrifflich überhaupt erst hervorgebracht. Das Reich der Worte ist nicht eine bloße Spiegelung des Reichs der Dinge, drückt auch nicht nur unsere Affektbeziehungen zu ihm aus, es ist eine Um- und Neuschaffung.

Denn was an Merkmalen zusammengefaßt wird, ist verhältnismäßig einfach nur bei etwas so Schlichtem wie beim Schaf. Es enthält eine Fülle von Wertabschattungen, sowie wir über das nächst Greifbare hinausgehen. Begriffe, wie „Zeit“ oder „Abstand“, erst recht „Führertum“ oder „Heldengedenken“, würde der einzelne sich überhaupt nicht erwerben können, wenn die gemeinschaftsgeschaffene Sprache sie ihm nicht zubrächte.

Wir erwerben also nicht erst geistige Inhalte, durch Erfahrung und Belehrung, und lernen dann die Namen dafür kennen. Sondern, die Entfaltung des kindlichen Seelenlebens zeigt es, die Begriffe entwickeln sich allmählich an und mit den sprachlichen Zeichen. Das Wort ist somit mehr als ein Name, der einer vorher schon fertigen Bedeutung lediglich angeheftet wird, es ist ein Zeichen und ein geistiger Gehalt zugleich! Und in verschiedenen Sprachen ist nicht nur der Lautstand, sondern ist auch dieser Gehalt verschieden! Was sich von der einen in die andre wirklich übertragen läßt, ist nur das Grob-handgreifliche oder das Flachverständelte. Jeder wahrhafte Übersetzer weiß es, das Wörterbuch wird zur Täuschung, sobald man es für mehr nimmt als ein Ungefähr. Ich muß ami mit „Freund“ wiedergeben, weil es im Deutschen kein Wort gibt, das dem ami näher läge; aber wenn in Frankreich auch die Ehefrau zu ihrem Mann, auch zwei oberflächliche Weinhausbekannte zueinander mon ami sage, ja wenn sie den Kellner so rufen und sogar ihren Hund (wovon uns der „Ami“ gekommen ist), so muß das Wort etwas völlig anderes sein als eines, mit dem sich Deutsche gegenseitig nicht leicht anreden: „mein Freund“, darin klingt ihnen etwas Feierliches, das zu tief ist, um es so gewöhnlich auszusprechen. Der ami lebt in einem Lande, wo eine leichte Geselligkeit rasch Verbindungen knüpft; der „Freund“ dagegen dort, wo man sich schwerer findet, dann aber umso innerlicher umfängt. Ebenso gloire und „Ruhm“: in gloire schmettern Fanfaren, schimmert ein brillier (das deutsche „vor jemand glänzen“ ist nicht deutsch, ist übersetztes Franzö-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

sisch), züngelt ein gefährliches triompher; sachliches Wissen Vieler um eine Leistung ist daneben der stillere deutsche „Ruhm“. Und so weiter: all die Verschiedenheiten, durch die ein französisches coeur nicht mit „Herz“, „amour“ nicht mit „Liebe“ und „bravour“ nicht mit „Tapferkeit“ zusammenfällt, laufen in eine bestimmte Richtung: in die Richtung des „Geistes“ dieser Sprache, der der Geist dieses Volkes ist. Der kommt aus einer unvertauschbaren Art, das Leben zu begreifen. Im Denken, Fühlen und Wollen. Die Sprachverschiedenheiten der Völker wären also nicht behoben, wenn sie alle sich der gleichen Laute bedienten. Denn mit den gleichen Lauten würden sie alle Verschiedenes meinen, weil die Verschiedenheit ihres Sprechens auch eine Verschiedenheit der Inhalte ist. Und diese Inhalte sind nichts hinter der Sprache, sie sind die Sprache. Jede andere Sprache ist ein anderes Weltbild, eine andere Art des Erlebens und Sichzurechtfindens in der Fülle der Erscheinungen, kurz: eine andere Art, da zu sein. Die Sprache eines Volkes angreifen heißt also, sein Herz angreifen; es in eine andere Sprache hineinzwingen, heißt ihm die Seele aus dem Leib reißen, und wehrlosen Kindern eine fremde Sprache aufpressen, heißt Seelenmord begehen.

Es sind, wie man heute sagt, die Sprachfelder, die in verschiedenen Sprachen verschieden aufgeteilt sein können. Wenn eine Sprache, so heißt ein Lieblingsbeispiel von Weisgerber, acht oder zehn Farbwörter hat, so werden die ihr zugehörigen Augen die Buntheit der Welt auch in acht oder zehn Farben aufgeteilt sehen. Nicht in weniger, denn man will ja die Wörter alle verstehen. Und nur mit einer gewissen Künstlichkeit in mehr. Die bekannte sinnenkundliche Frage, ob Orange eine einfache Empfindung sei oder ob man darin ein Gelb und ein Rot gleichzeitig sehe, ebenso in Violett ein Blau und ein Rot, hängt in ihrer Unsicherheit damit zusammen, daß wir im Deutschen keine selbstverständlichen Wörter dafür haben, sondern nur späte und fremde Kunstnamen.

Daß als eigentliche Leistung im Wort Urteil steckt, Lebensschau, Lebensbewältigung, fühlt am stärksten natürlich der Wortmeister, der Dichter. Ina Seidel staunt dem Vorvaterschatz nach, den wir daran haben, daß jedes Wort, das wir sprechen, prall von Erinnerung ist, wie eine Frucht von den Säften der unzähligen Bäume, die zu ihrem Zustandekommen gekreuzt wurden. Wenn wir „Vater“ und „Mutter“ sagen, und „Milch“ und „Brot“ und „Wein“, und „Berg“ und „Meer“, und „Gott“ und „Tod“, so „könnte das hinreichen, uns auf das Angesicht stürzen zu lassen, als hätten wir ahnungslos eine Beschwörung ausgesprochen und Götter gerufen, deren Anblick zu ertragen wir nicht imstande sind.“

Dabei ist erst in zweiter Reihe gedacht an das, was gelehrte Forschung aus unseren Wörtern abliest. Auch das ist Erbtum, und glücklich jeder, der es anzuschauen weiß. Frommer Glaube

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

hat sich manchmal ausgemalt, daß oben im Himmel ein großes Buch sei, in das alles eingetragen werde, Gutes und Böses, was auf Erden geschieht. Jede Nation besitzt solch Erinnerungsbuch, die eine von länger her, die andere kürzer, die eine reicher, die andere dürftiger: in ihrer Sprache. In der Sprache sind - zwar nicht alle, aber doch viele - ihrer Schicksale abgelagert; nur bedarf es meist einer Brille, um sie herauszulesen. Etwa, wie aus Ortsnamen Siedlungsgeschichte erschlossen werden kann, keltische, germanische, deutsche, oder wie in unverständlich gewordenen Personennamen das kriegerische Wesen der Ahnen atmet, in den Wochentagen ihr alter Götterglaube, und wie im „Buchstaben“ noch die auf Buchenholz geritzte Rune steckt und in der Füll-„feder“ der einstige Gänsestiel - all diese Spiegelungen unserer Geschichte und Kulturentwicklung aus jedem Jahrhundert und aus jeder Landschaft in der Sprache zu verfolgen, ist reizvoll.

Aber es gibt Gelehrte, die das von Beruf tun, und dabei selbst ein sehr schwächliches und mattes Deutsch schreiben, und es gibt Ungelehrte, die so gut wie gar nichts davon wissen, und sie vermögen in die Urkraft der Sprache hinabzutauchen. Gemeint ist also noch mehr; gemeint ist das Gefühl, das aus unsern Worten, auch ohne daß wir ihre Herkunft wissenschaftlich darzulegen vermöchten, hervorstrahlt, für jeden, der sich davon anpacken lassen kann, weil er - und hier liegt die Rassenscheide, auf die wir hinauswollen - aus gleichem Wesen ist.

Um ein Beispiel zu geben, wollen wir uns besinnen, was zwei Sternpaare, Lebenssternpaare, über dem Weg unseres Volkes bedeuten.

Einerseits Treue - Wahrheit:

Treue ist die ursprünglichste germanische Sittlichkeit. Wo sich das Leben aufbaut auf Bindungen von Mensch zu Mensch, Mensch zu Sippe oder zu Lehnsherrn und König, da ist die Treue alles. Auch in der alten Kirche, ehe die Spaltung durch die Reformation kam, war, wie noch heute in der katholischen Welt, die entscheidende Haltung „ein treuer Sohn der Kirche“. Der Ungetreue, der Ketzer, auch wenn er sich auf Wahrheit berief, war verfehlt.

Luther hat dann über diese Treue gesetzt die innere Wahrhaftigkeit: nach dem Gewissen handeln - „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir“ -, das ist das Erste im Protestantismus. Doch trägt Luther selbst in „Wahrheitstreue“ noch beides verschmolzen. Immerhin ist ihm das Laster schlechthin nicht die Un-treue, sondern die Un-wahrhaftigkeit.

Nach ihm kommen Verengungen. Kommt jener Protestantismus, besonders von Genf aus, der Schauspiele, Romane, Kindermärchen verbannt, weil sie „unwahr“ seien, und dem jede Blühen, jede Freude verdächtig war. Und gar seit der Aufklärung und im glaubenslosen Positi-

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

vismus des 19. Jahrhunderts konnte man die Tugend der „Wahrheit“ zum sittlichen Vorspann machen für jeden Gedanken, den man durchsetzen wollte. Auch für den nur einreißenden. Auch Marr mit seiner öden materialistischen Geschichtslehre berief sich auf die „Wahrheit“, sie war bei ihm zu einer schäbigen Entkleidung geworden: seht, es ist ja nichts dahinter, hinter allem sogenannt Hohem - das ist die Wahrheit. Und das Ende ist der Bolschewismus, der unter dem Deckmantel „Wahrheit“ die Menschen zu jeder Untreue, besonders gegen ihr eigenes Volk, verführt.

Demgegenüber fühlen wir heute die gesunde Sinnerfüllung in unserem neuen Staat, der ganz auf Führertum und also auf Treue gestellt ist. Und wir verstehen auch das Wort, durch das die englische Nation zur ersten der Erde aufgestiegen ist: „Recht oder unrecht (darin enthalten: wahr oder unwahr) - mein Volk“. Verstehen es entgegen unserer verfluchten deutschen „Objektivität“, die Gerechtigkeit sein will und oft nur Lauheit ist.

Derselbe Rückgriff auf ursprüngliche Gefühle des Anfangs, auch über Jahrhunderte weg, bei dem anderen Gegensatzpaar: Freude - Arbeit.

In den alten Liedern ist Freude der höchste Lebenszustand, und der Mensch hat auf ihn ein natürliches Recht. In den mittelalterlichen Epen ist sie das, was ihn hochgemut macht. Wünne âne mâße, bis hin zu Schillers Hymne: „Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur, Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr.“ Rechts Volk ist freudig von innen, darum unmöglich ohne Volksfeste. Im Volksfest fühlt das Volk sich selber.

Als Gegenstück hat immer dazu gehört die Arbeit. Aber der ursprüngliche Sinn des Wortes ist bekanntlich „Mühe“, „Anstrengung“ überhaupt. Von „helden lobebären, von großer arebeit“, singt das Nibelungenlied. Erst später nahm das Wort die Bedeutung eines planmäßigen Schaffens an einem Werk an. Von Haus aus hat es nichts weniger als einen Strahlenschein. Erst das Luthertum hat die Arbeit als „Gottesdienst“ verherrlicht („so sie geschieht im Glauben“). Und als die Verwüstung des dreißigjährigen Krieges dem deutschen Volk die Lebensfreude für Geschlechter zertrampelte und es in mühselige Arbeit ohne Rast hineinzwang, da verengte sich auch dieser protestantische Begriff. Kants und Fichtes kategorische Pflichtlehre haben das natürliche Verlangen des Menschen nach Freudigkeit (nicht nur nach Glück, Glücksförderung kann gemein sein, sondern sogar nach Freudigkeit, die es auch im Unglück gibt) ins Fragwürdige hinabgedrückt. Schillers ironisches Distichon dawider ist bekannt. Der preußische Mensch ward der führende in Deutschland. Jede Entspannung erschien wie ein Raub an Pflicht und Arbeit; an die Stelle der Volksfeste traten die Staatsakte, die militärischen Paraden. Der große König, dessen Schloß wie zum Hohn Sorgenfrei (Sanssouci) hieß, kannte nur

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

noch Pflicht - Arbeit, Pflicht - Arbeit. Er prägte sein Volk sich nach, und über dem ganzen 19. Jahrhundert steht riesenhaft das Wort Arbeit. Im „Arbeiter“ schlechthin löste sich das Volk auf in Masse; an die Stelle der Freude trat das Vergnügen, an die Stelle des Volksfestes die Vergnügungsindustrie. Das Volkhafte entschwand, freudlose Massen machte ihr Nichts-als-Arbeitsdasein mürrisch und verbissen.

Auch hier sehen wir unsern neuen Staat daran, wie das harte Wahrheits- so das herbe Arbeitsethos zu ergänzen durch die ursprüngliche Macht. Der schwierige Versuch, im Massenzeitalter wieder Volksfeste zu schaffen, aus echter Freude, sucht oft eine Art Verbindung des Staatsaktes der Parade mit dem Volksfest. Denn gewiß steckt im Nationalsozialismus viel Preußentum (Fridericus sein Lieblings-Geschichtsfeld); aber sein Führer stammt nicht zufällig aus der bayerischen Ostmark Österreich. Entleerte Wahrheit, entleerte Arbeit will er wieder auffüllen aus ganzer Volkstiefe, und die beiden Gegensatzpaare zu einem neuen Vollklang bringen.

Treue und Freude sind also die seelenerfüllteren Mächte, Wahrheit und Arbeit können mindestens auf jeden beliebigen Inhalt angewendet und dann kahl werden. Und das fühlt, wer die Wörter lebhaft durchtastet! Man spreche sie nur nacheinander: Treue - Wahrheit, Freude - Arbeit. Solch Horchen auf das atmende und klingende Leben selbst ist freilich nur bei Sprachen möglich, die „Ursprachen“ aus dem rassischen Urgrunde sind. „Treue“ hat den wärmeren Ton, Wahrheit den kälteren, Treue kann einschmiegend, Wahrheit hart und schneidend klingen, denn die eine bindet die Gemeinschaft, die andere vermag ihr zu trotzen, die eine fühlt sich geborgen in der Verantwortlichkeit dessen, dem sie vertraut, die andere will alles selbst entscheiden. Zur Treue gehört die Milde, und die kommt aus Lebensfülle, zur Wahrheit der Gehorsam, und der kommt aus Anspannung. Erst alle zusammen ergeben die volle Sittlichkeit. Treue ohne Wahrheit muß wie Freude ohne Arbeit im Sumpf enden, Wahrheit ohne Treue wie Arbeit ohne Freude im Nichts.

Die Absicht diese raschen Ganges durch die Erlebnisgeschichte zweier Wortpaare war diese: dem Leser zu zeigen, daß er dies alles schon wußte! Selbst wenn er es im Augenblick nicht „wußte“! Es überzeugt unmittelbar, weil jeder es in sich trägt! Haben wir es doch alle in unsern Ahnen miterlebt! Und wenn die Worte uns wirklich aufquellen, dann schwingt es aus ihnen empor.

Daraus entsteht nun die ernste Frage: Wie weit können solche, deren Ahnen bei dieser Entwicklung nicht dabei waren, weil sie erst vor einem und einem Drittel-Jahrhundert, seit ihrer



„Emanzipation“, aus der Absonderung in den Strom der deutschen Geschichte eintragen, diese Worttiefen erreichen?

2.

Denn wenn wir ohne solches Fragen unsere ganze bisherige Voraussetzungskette überblicken: jede Sprache enthält in sich eine bestimmte Art des Urteilens, des Fühlens, des Wertens und damit des Tuns (und schon in der bloßen Begriffsbildung steckt ein Sichentscheiden, ein Handeln) - und diese Art zwingt jeden, der die Sprache spricht, in den Bann ihrer Sprachgemeinschaft. Sprachgemeinschaft aber empfangt und empfängt ihr Gepräge durch den Geist der Volksgemeinschaft. Müßten wir dann aus all dem nicht folgern: Also gehört, wer die Sprache eines Volkes spricht, als Muttersprache, dadurch auch diesem Volke zu? Muttersprache ist eine Sprache dann, wenn der Mensch unwillkürlich in ihr denkt. In diesem Sinn spricht die deutsche Sprache muttersprachlich auch der Jude; denn seine eigene ist ihm ins Tote abgesunken.

Deckte sich demnach Volk mit Sprachvolk, so wäre die Rasse überhaupt ausgeschaltet. Und ein offener Widerspruch klappte zur nationalsozialistischen Weltanschauung, für die die Rasse den obersten der Wertmaßstäbe bedeutet. Es ist bekannt, daß die neue Sprachphilosophie bis vor einigen Jahren an einzelnen Stellen in der Tat eine Art Kampfanlage aussprechen zu müssen gemeint hat.<sup>3</sup> Sie fühlte sich als eine Kantische, eine Kopernikanische Entdeckung. Wie Kopernikus begriffen hatte: nicht die Sonne dreht sich um die Erde (nach dem Anschein), sondern die Erde um sich selbst und um die Sonne, und wie Kant gelehrt hatte: unser Geist ist kein Nachzeichner der Wirklichkeit, nein, er schafft sich erst seine Wirklichkeit, so kehrte diese Spracheinsicht einen allgemein geglaubten Sachverhalt um: Sprache malt das Denken nicht ab oder nach, Sprache bestimmt das Denken. Kein Wunder, daß, wie jede Entdeckung, so auch diese im Rausch ihres ersten Daseins sich zunächst selbst überschätzte.

Und da wird es höchste Zeit, daß wir auch eine zweite Tatsächlichkeit vor Augen bringen und anerkennen. Dieser ganze Gehalt unserer Muttersprache ist etwas, was in seinen letzten und entscheidenden Tiefen keinem von selbst in den Schoß fällt! Er will durch Erziehung erworben sein! Und auch durch Erziehung kann er nur unter bestimmten bluthaften Voraussetzungen erworben werden.

---

<sup>3</sup> Zu dieser Kampfansage s. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/wende1933.pdf>  
<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Welche Rolle die Erziehung spielt, erkennen wir daran, daß sie, wie die spätere Selbsterziehung, in keinem von uns zu Ende gekommen ist. Denn in keinem ist die deutsche Sprache mit der deutschen Welt, die in ihr liegt, ganz Wirklichkeit geworden. Die Sprachzeichen zwar hat jeder rasch gefaßt, so daß kein einziges Wort uns sogenannten „unbekannt“ geblieben ist. Und zugleich ist auch jeder dazu berufen, daß er den hinter dem Zeichen ruhenden Gehalt nicht nur in der Art verstehe, die gemeinhin verstehen heißt, nämlich flächenhaft, schief und willkürlich, sondern daß er ihn in voller Kraft ergreife. Die Berufenheit gründet sich auf das in der Sprache webende, wunderbare Gesetz der organischen Ganzheit. Es besagt: Jedes Glied der Sprache trägt die anderen mit. So kann der Asphaltarbeiter draußen auf der Straße die Goethischen Gedichte - von denen er keine Ahnung hat, ja mit denen er, wenn man sie ihm einfach hinsagte, gar nichts anzufangen wüßte - in sich tragen als Möglichkeit, als Anlage. Die ganze Weltschau unserer Sprache ist also nicht etwas, was uns gegeben ist; sie ist uns aufgegeben. Auf gewissen vorgezeichneten Wegenetzen ihres Denkens trotten wir wohl alle hin; aber die Schau in ihre Abgründe ist keine Zwangsläufigkeit. Wortgehalte für Gefühl und Willen erlebnishaft auszuschöpfen, kann uns die Sprache nur locken und führen; zuvor müssen wir selber bereit sein, uns locken und führen zu lassen. Sie wollen errungen werden. Eine Voraussetzung dafür ist die bluthafte Zugeborenheit. Das erkennen wir an den zwei hauptsächlichlichen Schranken, die uns festhalten wollen.

Die eine ist die, daß wir uns begnügen mit einem zu kleinen Ausschnitt aus der Fülle. Ganz kann den Riesenwortschatz unseres Deutsch - er ist etwa doppelt so groß wie der französische - keiner beherrschen. In nackten Zahlen lauten die Schätzungen verschieden, schon weil man Wortableitungen und Wortzusammensetzungen verschieden rechnen kann. 100 000 sagen die einen, 2- bis 300 000 die andern, und im Dahinterzurückbleiben kann man dem Abschützen ein Dreißigstel, dem Ungebildeten ein Zehntel, dem Gebildeten bis zur Hälfte und dem Schriftsteller und Dichter einen noch etwas höheren Anteil geben. Die Gefahr des Sichbegnügens droht besonders nach der Schulzeit. In dem befreienden Gefühl, ausgelernt zu haben, laufen viele gern für den Rest ihres Daseins bequem im Umkreis des einmal Erworbenen. Nur was Zeitung und Leben an Neuigkeiten, die durch eines jeden Mund gehen, bringen, wird aufgenommen.

Die zweite Gefahr ist der ungenügend verstandene Spracherwerb. Sie droht zunächst dem sich noch Entwickelnden. Das Leben und - zwangsläufig - oft auch die Schule trägt Sprachgut heran, zu dessen Bewältigung noch die Reife fehlt. Es bleibt dann Phrase. Denn Phrase nennen wir Wörter oder Wendungen, denen in der Seele ihres Erzeugers kein oder nur ein unzulänglich erlebter Gehalt entspricht. Jedes Wort ist ein Gefäß um einen Trank, die Phrasenwörter

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

ter sind die schlecht eingeschränkten. Jedes Wort ist eine Schale um einen Kern, die Phrasenwörter sind die tauben Nüsse und leeren Hülsen. Liegt der Grund für das Nichterfassen nur darin, daß der Sprechende noch zu unentfaltet ist, so entsteht die Entwicklungsphrase. Seelenkundliche Versuche haben erwiesen, daß den Jugendlichen zahlreiche Wörter, die ihnen unbedenklich zugemutet werden - wie „Lift“, „Demut“, „Umschwung“, „Nachsicht“, „Anmaßung“ -, weit länger Phrasen bleiben, als unkundige Große sich träumen lassen. Und auch uns Erwachsenen braucht nur ein erschütterndes Erlebnis zu widerfahren, etwa der Tod eines nahen Menschen, und wir erschauern betroffen: habe ich von einem Wort wie „Grab“ oder „Abschied“ wirklich schon gewußt, was es umschließt? Habe ich es nicht bisher nur als - Phrase gebraucht? So bleibt uns ein großer Teil unseres Wortgutes redensartlich, der in anderen Mündern Erlebnis ist. Dauerphrase aber nennen wir Wortgefüge, die überhaupt kein Erlebnis sein können, weil sie in sich selber nichts als Wind und Luft sind.

Hören wir zwei Liebesversicherungen! „Und wenn mich dereinst der grausige Tod darniederstreckt auf meine Sterbebette - aus meinem letzten Seufzer in alle Ewigkeit hin wird noch meine Liebe lodern.“ Das ist ein Phrasenpack. Der pochende Rhythmus, mit dem sein Verfasser ihn aufwulstet (daktylisch wühlendes wumdada wumdada ist geradezu eine Lieblingsform früher Primanergedichte, wie schon Jean Paul bemerkte), nützt gar nichts; alles klingt um so hohler. Und dagegen aus Goethes „Egmont“ das Schlußwort des dritten Auszuges! Klärchen hält den Geliebten im Arm, sie kann nicht fassen, daß es Egmont ist, der große, berühmte Egmont, den sie traulich umschlingt, und sie haucht: „So laß mich sterben, die Welt hat keine Freuden auf diese.“ Auch dies ist kein still schlichtes, es ist ein großes Wort; doch wie voll leidenschaftlichen Atems! Wie ist hier überzeugend dargelegt, was im ersten Falle bloß öfend beredet wird!

Auf solche Leerheit und Erfülltheit hin prüfen wir nun zwei rassisch verschiedene Schreiber, einen jüdischen und einen deutschblütigen! Der Abstand wird hier durchaus nicht immer so grob sein; ja wir müssen als schagendst sogar recht berühmte jüdische Stellen wählen, die manch argloser Deutscher bisher gerade für Perlen seiner Dichtung hielt. Das hörende Ohr wird den dünnen und den vollen Klang trotzdem vernehmen.

Eine Reihe von Gegenüberstellungen findet sich in einem feinfühligem Buch von Johannes Pfeiffer,<sup>4</sup> ohne rassistische Beziehungen; sie rassistisch auszudeuten habe ich anderen Orts<sup>5</sup> ver-

---

<sup>4</sup> Fußnote im Original: Johannes Pfeiffer, Umgang mit Dichtung, 1936

<sup>5</sup> Fußnote im Original: Ewald Geißler, Sprachpflege ist Rassenpflicht. Flugschriften des Deutschen Sprachvereins, 1. 1937

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

sucht und kann hier auf beide Schriften nur verweisen. Ergänzend entnehmen möchte ich Pfeiffer folgendes Paar:

Am Meer, am wüsten, nächtliche Meer  
steht ein Jüngling- Mann,  
die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,  
und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„Oh löst mir das Rätsel des Lebens,  
das qualvoll uralte Rätsel,  
worüber schon manche Häupter gegrübelt,  
Häupter in Hieroglyphenmützen,  
Häupter in Turban und schwarzem Baret,  
Perückenhäupter und tausend andre  
arme schwitzende Menschenhäupter -  
sagt mir, was bedeutet der Mensch?  
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?  
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wellen ihr ew'ges Gemurmel,  
es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,  
es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,  
und ein Narr wartet auf Antwort.

Und dagegen:

Ich sehe oft um Mitternacht,  
wenn ich mein Werk getan  
und niemand mehr im Hause wacht,  
die Stern' am Himmel an.

Sie funkeln alle weit und breit  
und funkeln rein und schön;  
ich seh' die große Herrlichkeit  
und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget, unterm Himmelszelt,  
mein Herz mir in der Brust:  
es gibt was Bessers in der Welt  
als all ihr Schmerz und Lust.

Ich werf' mich auf mein Lager hin  
und liege lange wach  
und suche es in meinem Sinn  
und sehne mich darnach.

Das erste der beiden Wortgebilde (daß sie in Versen gehen, ist hier ohne Belang) kommt von Heinrich Heine, das zweite von Matthias Claudius. Gewiß, so sagt Pfeiffer mit Recht, handelt es sich um verschiedene Stimmungen und Haltungen: das eine Mal um zweifelnden Welt-schmerz, das andere Mal um gläubige Ursprungssuche und Ursprungsgewißheit. „Und dennoch reicht das nicht aus, die Spannung zu deuten, die sich hier meldet. Das Entscheidende ist vielmehr, daß in dem ersten Beispiel das dichtende Dasein in seiner zweifelnden Haltung sich überaus interessant vorkommt, daß es seine Schwermut kokettierend zur Schau stellt, daß ihm die Rätselhaftigkeit des Daseins zum Reiz wird, den es spielerisch genießt: im Grunde ist das alles denn doch recht leicht hingegesagt, denn doch mit recht unbekümmerter Geschwätzigkeit ausgeplaudert. Aus dem zweiten Beispiel dagegen spricht uns die Stimme echter Bekümmerung und lauterem Heimwehs an: solch treuherzige Frömmigkeit kann man nicht vorspiegeln; es steht der Glaubensweg eines ganzen Lebens dahinter.“ Man gehe daraufhin nur Wort für Wort durch, und man wird merken: dasselbe Wort hat in den verschiedenen Stilen ein verschiedenes Gewicht! Äußerlich dasselbe, ist es innerlich ein ganz anderes! Das Beiwort „golden“ z. B. bei den „Sternlein“ in Claudius' bekanntem Abendlied ist ein scheues und zugleich zutrauliches Hinlieben; bei Heine ist es nur redefhafte Schmuckbeigabe.

Hier ist es, wo weitere Untersuchung einsetzen muß. An möglichst zahlreichen Einzelwörtern wäre zu zeigen, daß sie vom jüdischen Sprecher in einem schmaleren Gehaltsumfang, einer flacheren Gehaltstiefe gebraucht werden, als ihnen eigen ist. Außen sind die Wörter dieselben, aber der Kern ist dünner, glatter, schaler. Innerhalb der einen deutschen Sprache ist also mehr als eine Sprache möglich. Dann ist es auch nicht verwunderlich, wenn mehr als ein Denken über sie möglich ist. Jene aufklärerisch-esperantistische Wortphilosophie, von der wir ausgingen, paßt in der Tat auf Stile, die die Sprache so flächenhaft handhaben, daß die verschiede-

nen Lautkleider der verschiedenen Wörter wirklich nur Kleider sind. Wir sahn die Kluft zwischen „Freund“ und ami; aber sie tut sich natürlich nur auf, wenn beide Wörter in ihrem Kern genommen werden. Ich kann jedoch das deutsche Wort „Freund“ auch in einem so flächenhaften Sinn brauchen, daß es sich von einem gleich flächenhaften ami kaum abhebt. Dann reicht die bloße Zeichenlehre wirklich aus, um Sprache und Sprachen zu begreifen. Wortfolgen eines Emil Ludwig Cohn, bis zu Thomas Mann, sind in alle Bildungssprachen (oder lieber: in alle Zivilisations-sprachen) übersetzbar, ohne wesenhafte Einbuße. Daher ihr Welt-ruhm, will sagen ihre Weltläufigkeit. Und man versuche, von Emil Cohn eine dieser zehntausend Seiten laut zu lesen: man fühlt keine Masse dabei im Munde. Auch beim stummen Überfliegen kann man überall anfangen und beliebig aufhören; es ist eine Feuilletonflüssigkeit und -süffigkeit. (Das Wort Feuilleton können wir schwer übersetzen; für uns Deutsche ist der erste Vertreter Heinrich Heine, ein Jude in der Hauptstadt des Westlertums, in Paris.) Auch Thomas Mann, so hoch er natürlich über Cohn steht, löst die Sprache von deutscher Ursprünglichkeit ins Zivilisatorische ab. Wer die urhafte Tiefe unserer Sprache und ihr blutliches Leib-tum nie wahrhaft anrührt, der kann in der Eigentümlichkeit einer bestimmten Sprache nur etwas sehen, was „nicht überschätzt werden dürfe“. Die Aufspaltung der Menschheit in verschiedene Nationen und Sprachen ist, nach Thomas Mann, etwas „nur Ethisches“. Er meint damit etwas, was mit dem „Geist“ nichts zu tun hat; denn der Geist ist menschheitlich. Blut und Rasse sind in dieser Weltdemokratie etwas Ungeistiges. Sprache ist darum nichts als eine Mitteilungsübereinkunft, ein Wortnetz Strich-Punkt-Punkt: hier eine Bedeutung, dort ein zugeordneter Schall, beide in geschichtlichem Zufall so oder so aneinander gekoppelt. Und es ist rückständig-unvernünftig, daß die Menschheit noch so viele Gefüge nebeneinander hinlaufen läßt; möge die Walze Völkerbund auch hier einebnen, wie die polnisch-jüdische Erfindung Esperanto anleitet!

Wenn bei all diesen Menschheitsliteraten möglich ist, was sich bei einem Raabe oder Eichendorff, einem Schiller oder Goethe nur mit Schaudern vorstellen läßt: sie ins Esperanto zu übersetzen, dann wird deutlich, warum die literarische Vorherrschaft, die die Juden in Deutschland vor der nationalsozialistischen Machtergreifung zweifellos ausübten, sich nicht gründete auf dichterische Leistungen. In der höchsten völkischen Erprobung der Sprache, in der Dichtung, wird offenbar, daß dem Juden die Blutsverbundenheit mit der deutschen Sprache fehlt. Es gibt keinen deutschen Dichter von Rang, der jüdischer Rasse wäre. Hier und da haben Halbjuden es zu Zeitberühmtheiten gebracht, wie Berthold Auerbach und Paul Heyse bei unsern Vätern und Großvätern; aber schon dem nächsten Geschlecht verblaßten und versanken sie.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Die literarische Vorherrschaft der Juden gründete sich vielmehr auf die Kritik. An sich ist Kritik gegenüber dem eigentlichen Schaffen ein Dienen; aber wo das Schaffen massenhaft wird, wird Kritik ein Beruf, wird der Vermittelnde zum Unterdrücker des Nichterwünschten, zum Anpreiser des Geltensollenden. Auch hier ist der Jude Händler, Händler mit Dichtung.

Einmal aber, so sagt jüdischer Stolz, haben wir in dieser Sprache auch einen großen Dichter gehabt! Das war Heinrich Heine! Darum ist es vor allem nötig, jüdische Wortflachheit an Heine auszuweisen. Man faßt damit den Stier bei den Hörnern. Denn nicht nur, daß ältere Geschichtsschreiber unseres Schrifttums, auch deutschblütige, ihn beschämend arglos neben Schiller und Goethe, mindestens neben Mörike und Eichendorff gestellt haben - auch heute noch gibt es Deutsche, die bei Gesprächen über die Judenfrage plötzlich hinter vorgehaltener Hand flüstern: freilich, aber das „Buch der Lieder“! So fest sind sie umklammert von der jüdischen Weltbehauptung, für die der Fall Heine einfach ein Ehrenpunkt, ja ein Panier ist: hier zeigen wirs den Gojim, daß wir in ihrer Sprache nicht nur Kritiken von Glanz sowie Wortgewebe aus Halbseide zu schreiben vermögen, sondern sogar richtige Dichtungen! Gerade im Deutschen zeigen wirs; denn das Jiddische, die einzige noch lebende jüdische Nationalsprache, ist ein vermauscheltes Deutsch, und deshalb steht dem Juden äußerlich am nächsten gerade die Sprache, die ihm innen die fernste bleiben muß: die Ursprache Deutsch.

Mit besonderem Auftrumpfen pflegt man von Heine - als Kronzeugnis für seine tiefe Liebe zu Deutschland - die „Nachtgedanken“ vorzuführen.

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht,  
dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
ich kann nicht mehr die Augen schließen,  
und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!  
Seit ich die Mutter nicht gesehn,  
zwölf Jahre sind schon hingegangen;  
es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

Die alte Frau hat mich behext.  
Ich denke immer an die alte,  
die alte Frau, die Gott erhalte!

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.  
Zwölf lange Jahre flossen hin,  
zwölf lange Jahre sind verflossen,  
seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,  
es ist ein kerngesundes Land!  
Mit seinen Eichen, seinen Linden  
werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,  
wenn nicht die Mutter dorten wär;  
das Vaterland wird nie verderben,  
jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab',  
so viele sanken dort ins Grab,  
die ich geliebt - wenn ich sie zähle,  
so will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich - mit der Zahl  
schwillt immer höher meine Qual;  
mir ist, als wälzten sich die Leichen  
auf meine Brust - Gottlob! Sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht  
französisch heit'res Tageslicht;  
es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,  
und lächelt fort die deutschen Sorgen.“



Stünden die beiden ersten Zeilen für sich allein, so könnten sie ein gewisses Bekenntnisgepräge tragen. Schon die dritte freilich, mit ihrer bloß umschreibenden Wiederholung der zweiten, kündigt das redselige Wortüberfließen alles folgenden an. Dazu haben wir am Ende der vierten den Bau dieser Verse heraus: ihre Hebungen halten einander nicht im Gleichgewicht, im ausgewogenen Schweben echten Liedklangs, sondern jeweils schießt eine jäh über die anderen hinaus (Deutschland, Schlaf, Augen, Tränen). Es ist der vom Prosa-, ja dem Umgangssprechen nahebleibende Heinische Redeton, nicht der Gesangston eines Dichters. Beherrscht so in der vierten Zeile das Wort „Tränen“ alle übrigen, so wird das danebenstehende „heißer“ zum bloßen Beiwort; es kann nicht erfüllt noch ausgeschöpft werden, sondern dient nur zum rednerischen Schmuck. Damit fühlen wir gleich: der hier spricht, vermag starke Worte spielmäßig hinzusetzen. Und der Eindruck verstärkt sich von Strophe zu Strophe, bei den fortwährenden gleichsinnigen Wiederholungen: „kommen und vergehn“ - „sind hingegangen;“ „es wächst mein Sehnen und Verlangen - mein Sehnen und Verlangen wächst.“ Am Ende der vierten Strophe müssen wir sogar erleben, wie dem Verfasser sein Wortgeklingel (Geklingel bei heiligsten Gefühlen) spielerisch in die - österreichische Nationalhymne hineinschlittert:

„Ich denke immer an die alte,  
die alte Frau, die Gott erhalte.“

Und so fort:

„Zwölf lange Jahre flossen hin,  
zwölf lange Jahre sind verflossen“.

Wer kann solche Zeilen anders vortragen als plätschernd? Kann im Plätschern echtes Gefühl liegen?

Der Höhepunkt ist die fünfte Strophe. Es ist nicht abzuschätzen, wieviele wohlgemeinte Reden treudeutscher Männer ihren Lobpreis des Vaterlandes in diesen Vierzeiler haben ausströmen lassen, als in den leuchtendsten deutschen Hochgesang:

„Deutschland hat ewigen Bestand,  
es ist ein kerngesundes Land!  
Mit seinen Eichen, seinen Linden  
werd' ich es immer wiederfinden.“

Einmal geschah das auch an einem 18. Januar, bei einer Reichsgründungsfeier, wie sie in der Zeitspanne von 1919 bis 1933 den nationalen Feiertag der Deutschen bildete. An einer Universität schloß der amtliche Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft seine Festrede,

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>

die um die höchsten deutschen Staatsgedanken in Mittelalter und Neuzeit gekreist hatte, mit diesen vier Zeilen. Auf die Frage, ob er sie denn wirklich einmal richtig im Zusammenhang des Heinischen Gedichtes gelesen habe, hatte er nur die Erwiderung, Antisemitismus mache er nicht mit. Die Kleinodsätze, sie stehn ja da als Gegensätze: Deutschland - nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr - Deutschland bleibt sowieso stehn, das mein' ich ja gar nicht - nein, nur nach der Mutter seh'n' ich mich, die dort lebt und die ich so lange nicht mehr geseh'n' habe! Familienempfindung - das Echte an dem Gedicht - wirkt auf das deutsche Vaterland nur einen Seitenblick, um ihn sofort als das zu erkennen, was ihr nicht eigentlich das Herz bewegt! So etwas als Krönung einer Weiherede unter talargeschmückten deutschen Professoren und vor waffenklirrenden deutschen Studenten: man darf das wohl als hanebüchene Michelei bezeichnen - wenn man nicht einen stärkeren Ausdruck vorzieht. Was dahinter steht, ist als Mindestes eine (für jemand, der auch philologische Schulung beansprucht, doppelt peinliche) Unfähigkeit zum Lesen! Man hört eine deutsche Wertbetonung in eine Satzfolge hinein, der den leichten Zwar-tonfall des jüdischen Verfassers zu entnehmen das Ohr nicht scharf genug ist. Oder - sein will: weil das „Antisemitismus“ wäre.

Wenn wir im Weitergang die Sehnsucht nach der Mutter noch überboten sehen von der nach den Freunden, bei der dem Dichter die Seele verbluten will, so kann uns niemand hindern, daß uns dabei die Frage nach der ganzen Einträglichkeit dieser Pariser „Emigration“ auftaucht. Sprachlich überzeugend - wir fühlen es beim Vortrag unmittelbar im Mund - ist der Schluß: Gottlob! durch meine Fenster bricht französisch heitres Tageslicht, usw. Das ist echt! Die „deutschen Sorgen“ aber, gewiß, sie flogen den Nachteinsamen an, wie sie jeden anfliegen, der in dauernder, brückenloser Ferne von seinen Nächsten lebt; dazu wollen wir die ganze Zweispältigkeit in einem Menschen, dessen Eltern noch im Ghetto gewesen waren und der sich durch ein außergewöhnliches Sprachtalent doch viel Deutsches angelernt hatte, gewiß nicht verkennen. Doch welche der beiden Mächte seiner Seele die stärkere und eigentliche geblieben ist, darüber kann auch kein Zweifel sein.

In solcher und noch eindringenderer Weise bekannte Judengedichte nicht nur allgemein zu verwerfen, sondern aus scharfäugiger Nähe zeilenmäßig unter die Sprachlupe zu nehmen, muß in immer genaueren Verfahren geübt werden. Es wäre ein Weckruf für uns selbst. Hat sich doch das Judentum länger als ein Jahrhundert in unser Volk eingefressen, und auch in unsere Sprache. Es hat verhängnisvoll mitgewirkt an der mannigfachen Entfremdung von der eigenen Art, an der Erschütterung der Tribsicherheit zur eigenen Art, darunter unser heutiges Deutsch leidet. Darum muß der Blick sich zum Schluß auf uns selber richten.

Für den Nationalsozialismus mündet jedes Betrachten in ein Handeln. Was also soll ich tun? ist die Frage, die immer am Ende steht. Und da mögen alle künftigen Untersucher jüdischer Sprache beherzigen: man bekämpft das Judentum, indem man nicht nur dagegen redet. Man muß auch dies, um Unwissende bewußt zu machen, doch der Sinn hat darauf hinauszugehen: wir selbst müssen anders sein. Nichts gefährlicher als die bequeme Selbstgerechtigkeit: ich habe ja die andere Rasse, also bin ich von selbst anders. Rassischer Adel ist etwas, das - auf natürlicher Grundlage gewiß - in eigener Selbstbehauptung errungen und bewahrt sein will.

Wir beriefen uns früher auf einen Ausspruch Ina Seidels über die Saft- und Kraftschwere, die bei vielen deutschen Wörtern uns Redende eigentlich aufs Angesicht niederwerfen müßte, „als hätten wir ahnungslos eine Beschwörung ausgesprochen und Götter angerufen“. Die Dichterin fügt in jenem Aufsatz seufzend hinzu: „Freilich, wir sind nur allzu geschützt gegen solche Wirkungen! Beschwörungen waren von jeher wirkungslos im Munde von Ungläubigen.“ Gläubig zu werden, das heißt, auch in unserem eigenen Sprachgebrauch die Worttiefen heilig zu halten, das ist die Verpflichtung, die für uns selber aufsteht. Zum Beispiel, die Hindergründe, die wir in dem Wort „Freude“ aufzeigten, und die das Dritte Reich in „Kraft durch Freude“ so schlagend ausruft - wohin sind sie entschwunden, wenn die prächtige Prägung einschnurrt zu „K.d.F.“? In solcher Buchstabenformel strahlen die Worte nichts mehr aus. Mag täglicher Geschäftsverkehr nicht ohne sie auskommen, auch nicht und gerade nicht innerhalb „K.d.F.“ selbst - herausgehobene Stunden müssen die Gewalt der ursprünglichen und echten Wörter immer wieder aufleuchten lassen. Auch die Erniedrigung zum bloßen Geschäftsgebrauch der Kundenwerbung: „An dieser 3 ? -Pfennig-Zigarette werden Sie Freude haben“ entwürdigt das hohe Wort; denn sie drückt es auf die Stufe des bloßen Genusses hinab. (Ausgenommen bleiben so erlesene Sonderfälle, wie Edwin Erich Dwinger beim Weihnachtsfest und der Opfergabe unter russischen Kriegsgefangenen einen beschreibt.) So auch die übrigen Fragen der Stilkunst, des Fremdworts, des Zeitworts, des Beiworts, des Satzbaus usw., wir haben sie neu zu prüfen unter der Gewissensmahnung: sprechen und schreiben wir selbst unser Deutsch mit der Zucht und Kraft, die ihres hohen rassischen Ursprungs aus edlem Germanentum, die des rassischen Erbstroms in unsern Adern würdig ist? „Sprachpflege als Rassenpflicht.“<sup>6</sup> Nur wenn wir die eigene Sprachausübung unter das Gericht dieser Forderung stellen, können bloße Betrachtungen über „Wortkunst als Rassenausdruck“, wie wir sie versuchten und als dringend nötig weiter verlangen, für uns selbst fruchtbar werden.

---

<sup>6</sup> Fußnote im Original: Vgl. ebenda.

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/GeisslerWortkunst.pdf>

Zur Startsite: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon>